



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Brancos Hosen

„Meine Philosophie ist in meinen Handlungen enthalten, sie steht mir ins Gesicht geschrieben. Auf die Frage nach dem Sinn des Lebens antwortet jeder mit seinem Lebenslauf.“

(György Konrád)

Habe heute mit meinem alten Freund Micha eine Runde durch den Park gedreht. Wir setzten uns in der Herbstsonne auf eine Bank und sprachen über dies und das. Wir kennen uns seit ewigen Zeiten, wie man so sagt, und da gibt es eine Menge zu besprechen, wenn sich unsere Wege alle paar Wochen kreuzen. Einer seiner Enkel, der schwer erkältet war, hat ihm vor ein zwei Wochen mitten ins Gesicht geniest, und seither ist er krank und hustet nun seinerseits. Da er gesundheitlich angeschlagen ist, hat er beschlossen, den Kontakt zu den lieben Kleinen bis zum Ende der Erkältungssaison zu meiden. Eine alte Frau im Rollstuhl fuhr an uns vorüber. Sie ist wahrscheinlich in einem am Park gelegenen Seniorenheim untergebracht und dreht hier unermüdlich ihre Runden. Wir verständigten uns, dass wir sie beide

schon lange kennen und wegen ihres unbändigen Lebenswillens bewundern. Sie fährt immer rückwärts, wobei sie sich mit einem Fuß abstößt. Sie bewegt sich im Schneckentempo fort, und dennoch kann man sie zu verschiedenen Tageszeiten beinahe überall in der Stadt antreffen. Micha berichtete, dass er unlängst erlebt habe, wie sie auf ihrer Rückwärtsfahrt einen Mann angefahren habe. Dieser habe sich bei ihr beschwert, dass sie nicht geschaut habe, wohin sie rollert. Da habe dieser Mann aber etwas erleben können. Sie habe ihn beschimpft und regelrecht rund gemacht. Er hätte schauen müssen, sie habe schließlich hinten keine Augen, es sei an ihm gewesen, ihr aus dem Weg zu gehen. Minutenlang sei das so gegangen, dann sei sie immer noch schimpfend weiter gerollt. Ich schlug vor, ihr einen Rückspiegel zu besorgen und am Rollstuhl anzubringen. Micha wandte ein, dass sie das garantiert nicht wolle, da das Anfahren und anschließende Beschimpfen von Menschen ihre Art der Kontaktaufnahme und ihr Bezug zur Welt sei. Wahrscheinlich hat er recht. Wir gingen dann noch gemeinsam zum öffentlichen Bücherschrank in der Plockstraße. Ich fand ein Buch von Maurizio Maggiani, dessen Titel mich ansprach: *Der Mut des Rotkehlchens*. Es ist 1996 im Berlin Verlag erschienen und hat etliche Preise gewonnen. Maggiani hat, wie ich, eine Weile in einem Gefängnis gearbeitet. Bin neugierig auf dieses Buch, aber zuvor muss noch das eine oder andere, das auf dem Stapel der ungelesenen Bücher liegt, gelesen werden. Jeder ging dann seiner Wege.

Ich will heute Abend zu einer Lesung von Christian Baron nach Marburg fahren. Wir haben seit rund zwei Jahren einen lockeren E-Mail-Kontakt. Vor ein paar Tagen schrieb er mir und lud mich ein, nach Marburg zu kommen. Er würde sich freuen, wenn es endlich zu einer leibhaftigen Begegnung zwischen uns käme. Auch ich bin gespannt.

*

Der Abend mit Christian Baron war ausgesprochen gelungen. Er hat beinahe eineinhalb Stunden erzählt und gelesen. Im Zentrum stand die Geschichte seiner Kindheit, seines saufenden und prügelnden Vaters und seiner Mutter, der Christian sein körperliches und seelisches Überleben verdankt. Als sie früh an Krebs stirbt, tritt ihre jüngere Schwester Juli an ihre Stelle und kümmert sich um Christian und seine Geschwister. Eine Familie als echte Solidargemeinschaft, wie ich sie in einem eher bürgerlichen Milieu nie kennengelernt habe. Baron sprach gestern auch davon, was es bedeutet, in einem reichen Land in Armut aufzuwachsen. Er berichtete davon, wie schwer man es ihm gemacht hat, aufs Gymnasium und an die Universität zu gelangen. Mich beeindruckte vor allem, wie er sich als Mensch in die Waagschale warf und zu erkennen gab. Das Marburger Publikum war ihm wohlgesonnen und machte es ihm dadurch leichter. Christian konnte sich als beschädigter und verletzter Mensch zeigen, weil das Publikum nicht mit Häme und dem gesellschaftlich üblichen Sozialdarwinismus reagierte. Wie heißt es treffend in Adornos *Minima Moralia*: „Geliebt wirst du einzig, wo du schwach dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren.“

Es war gestern natürlich kaum Gelegenheit für ein Gespräch unter uns. Wir verschoben das aufs Frühjahr, wenn er noch einmal nach Mittelhessen kommt. Er signierte mir mein Exemplar seines Buches und ging dann mit den Veranstaltern in die Oberstadt zu einem späten Abendessen. Ich möchte nicht versäumen, euch die beiden Bücher ans Herz zu legen, aus denen er gestern gelesen hat: *Ein Mann seiner Klasse* und die Anthologie *Klasse und Kampf*.



Vor ein paar Tagen schaute ich mit ein paar Freunden den Film „Ella“, der zur Unterstützung einer im Zusammenhang mit den Kämpfen im Dannenröder Forst festgenommenen und inzwischen zu 2 Jahren und drei Monaten Haft verurteilten jungen Frau gedreht worden ist. Bei einem ziemlich undurchsichtigen Gerangel mit SEK-Beamten soll es in luftiger Höhe zu einem Tritt in Richtung des Kopfes eines der Beamten gekommen sein, der vom erkennenden Gericht als gefährliche Körperverletzung gewertet wurde. Der Film zeigt, wie fragwürdig das Urteil ist und dass Ella eigentlich stante pede freizulassen wäre. Die Staatsmacht wollte offensichtlich ein Exempel statuieren und hat Ella, deren Identität bis heute ungeklärt ist, zu ihrem Sündenbock gemacht. Den agitatorischen, penetranten Ton, der den Bildern unterlegt ist, fand ich ein wenig unangenehm, und ich bin mir nicht sicher, ob er der Wahrheitsfindung dienlich ist. Im Januar findet in Gießen die Berufungsverhandlung statt. Am meisten hat mich am Film allerdings das alberne Gendern gestört, das teilweise groteske Züge trägt, zum Beispiel wenn Beamte zu *Beamtis*, Zeugen zu *Zeugis*, Menschen zu *Menschis*, Aktivisten zu *Aktivistis* erklärt werden. Was verspricht man sich davon?

Nulich stand ich an einem Hagebuttenstrauch und lutschte reife Früchte aus. Ich habe letztes Jahr schon einmal in einem meiner Texte für diese Früchte wegen ihres Vitamingehalts und Geschmacks Werbung gemacht. Hinter mir verlief ein Weg und dahinter zog sich eine dichte Hecke hin. Hinter der Hecke steht eine Bank, auf der eine Frau mir ihrer wohl an Demenz erkrankten Mutter saß. Ich konnte sie nicht sehen, hörte aber, was die Frau zu ihrer Mutter sagt. „Mutti, welches Jahr haben wir denn gerade?“, fragte sie. Die Stimme der

Mutter war brüchig und sehr leise, so dass ich ihre Antworten nicht mitbekam. Die Tochter fragte, wer Bundeskanzler, wie alt die Mutter und wann ihr Geburtstag sei. Der Tag, an dem ich ungewollt Zeuge dieses Gesprächs wurde, war der Geburtstag der Mutter. Gleich darauf stimmte die Tochter ein bekanntes Geburtstagslied an und ließ ihre Mutter hochleben. Die alte Dame wurde offenbar 91. Sie fragte sie, ob



Bild von [Sabine van Erp](#) auf [Pixabay](#)

sie wisse, in welchem Jahr sie geboren sei. Zwischendurch stellte sie ihr einfache Rechenaufgaben: „Was ist elf und vier, Mutti.“ Wenn die Mutter die richtige Antwort gab, wurde sie überschwänglich gelobt. Dann fragte sie die Mutter, ob sie nicht gemeinsam ein Lied singen könnten. Da der Mutter keines einfiel, spielte die Tochter ihr diverse Lieder auf ihren Smartphone vor. Ich hielt es nicht mehr aus und ging.

Der Psychoanalytiker Wilhelm Stekel hat einmal gesagt, der alte Mensch werde wieder zum Kind. Hinter der Hecke fand ich eine Bestätigung für diese These. Ich fragte mich allerdings, ob die Alten nicht auch dazu gemacht werden, ob man sie nicht mutwillig infantilisiert und ob ich mir das antun und mit mir machen lassen soll? Wie aber kann man dem entgehen?

„Die Erinnerung ist wie ein Hund, der sich hinlegt, wo er will.“

(Cees Nooteboom)

Nachdem ich meine Gehirnantilope eine Weile angepflockt hatte, binde ich sie nun wieder los und folge ihren Sprüngen. Der Besuch der Suizid-Ausstellung im Kasseler Museum für Sepulkralkultur (hier der Link zu meiner Besprechung in der *jungen Welt*: <https://www.jungewelt.de/artikel/413991.ach-da-bist-du.html>) hat vermutlich folgenden Sprung ausgelöst.



©Christel Stroh 2020

Nach dem Abitur wollten Thomas und ich nach Jugoslawien fahren, um dort vor dem Beginn des Studiums, das uns an verschiedene Orte führen würde, noch einmal gemeinsam Ferien zu machen. Wir hatten sechs Wochen in einer chemischen Fabrik gearbeitet und planten nun, uns für möglichst wenig Geld ein fahrtüchtiges Auto zu kaufen. In

der Hessischen Allgemeinen stießen wir auf eine Anzeige, die uns elektrisierte: *Porsche 911 umständehalber günstig abzugeben*. Dieses Modell gab es erst seit wenigen Jahren und so konnte es sich nur um einen Unfallwagen handeln. Wir riefen an und machten einen Termin zur Besichtigung aus. Da stand ein wunderschöner roter, unversehrter Porsche auf dem Hof und wir fürchteten, dass der Preis unsere Möglichkeiten sprengen würde. Der Verkäufer sagte: Steigt ruhig mal ein. Als wir das versuchten, haute es uns um. Ein infernalischer Gestank schlug uns entgegen. In dem Auto hatte sich jemand umgebracht und die Leiche hatte wochenlang in dem Wagen gelegen. Obwohl der Besitzer die Sitze ausgetauscht hatte, hielt sich der Verwesungsgeruch hartnäckig und widerstand allen Reinigungs- und Desinfektions-Versuchen. Man würde den wunderschönen Wagen beinahe geschenkt bekommen, aber man konnte es keine Minute in ihm aushalten. Wir erstanden dann einen alten Volkswagen, der noch ein geteiltes Heckfenster besaß. Der trug uns nach Jugoslawien und wieder zurück. Thomas nahm ihn danach mit an seinen Studienort, und er leistete ihm noch eine Reihe von Jahren gute Dienste.

*



Bild von [wal_172619](#) auf [Pixabay](#)

Als wir die Ausstellung in Kassel besuchten, stellten wir unser Auto in der Goethestraße ab, unweit des Krankenhauses, in dem 1955 meine Mutter gestorben ist. Der Weg, den wir von hier aus zum Weinberg zurückzulegen hatten, war neun Jahre lang auch mein Schulweg gewesen, den ich, bis auf die harten Wintermonate, mit dem Rad zurücklegte. Zwei oder drei Mal kreuzte er Straßenbahnschienen. Man

musste höllisch aufpassen, dass man mit dem Reifen nicht in die Schiene geriet. Mindestens ein Mal ist mir das bei Regenwetter passiert und ich legte mich gehörig auf die Fresse. Ich trug Prellungen und Hautabschürfungen davon. Wenn ich mal keine Lust auf die erste Stunde hatte, fingierte ich eine Panne. Ich schmierte mir die Hände mit Kettenöl ein und behauptete, die Kette sei abgesprungen und es habe eine Weile gedauert, bis ich sie wieder auf den Zahnkränzen gehabt hätte. Wenn ich den Klassenraum betrat, in dem der Unterricht schon eine ganze Weile lief, hielt ich meine ölverschmierten Hände in die Höhe und wurde durchgewunken. „Setzen Sie sich“, sagte der jeweilige Lehrer, und ich sah den Zweifel in seinem Gesicht.

Heute klingt es unglaublich, aber wir gingen von Anfang an allein zur Schule und von dort wieder nach Hause. Wir nutzen das weidlich aus und trieben uns herum, machten allerhand Um- und Abwege, spielten unsere Spiele – alles ohne Aufsicht und Kontrolle durch Eltern und

Erwachsene. Es wurden auf dem Schulweg natürlich auch Kämpfe ausgetragen, die allerdings Regeln folgten. Niemand wurde getreten, wenn er am Boden lag, und Kopf und Gesicht waren tabu. Außer man geriet während des Kampfs in blinde Wut, was gelegentlich vorkam. Dann griffen aber die anderen ein und bändigten den Rasenden. Es endete mit dem sogenannten Muskelreiten. Der Sieger stieg mit den Knien auf die Oberarme des Niedergerungenen und rutschte auf ihnen so lange herum, bis der Besiegte laut und vernehmlich „Frieden“ sagte und damit seine Niederlage eingestand. Das schloss auch ein, dass der Sieger nicht damit rechnen musste, vom Besiegten gleich darauf erneut angefallen zu werden. Es war fürs Erste beendet und aus und vorbei.

Heute klingt es unglaublich, aber wir gingen von Anfang an allein zur Schule und von dort wieder nach Hause

Wenn ich Glück hatte, sah ich auf dem morgendlichen Schulweg Carola, die mir wunderschön, aber auch unnahbar erschien. Sie hatte mit mir den Konfirmandenunterricht besucht, aber dennoch wagte ich es nicht, sie anzusprechen. Sie schien außerhalb meiner Reichweite. Sie ging auf ein Mädchengymnasium, das auf halbem Weg zu meiner Schule lag. Gelegentlich war mit das Glück beschieden, sie aus ihrem Elternhaus kommen zu sehen. Viel später stieß ich in einer Buchhandlung auf ein Buch von ihr, und Wikipedia belehrte mich darüber, dass sie Professorin für Zeitgeschichte und eine Pionierin der Frauen- und Geschlechterforschung geworden war.

*

Als mein Vater unser Haus bauen ließ, half ihm abends und an Wochenenden Branco. Branco stammte aus Jugoslawien und war das, was man einen Gastarbeiter nannte. Tagsüber arbeitete er in einer Fabrik. Branco war groß und eine ausgesprochen würdevolle und beeindruckende Gestalt. Er sprach gebrochen deutsch, was aber keine große Rolle spielte, da er es mit dem Reden sowieso nicht so hatte. Er verrichtete ruhig seine Arbeit. Ich sehe noch vor mir, wie er sich mit einem großen Taschentuch, das er aus der Hosentasche zog, den Schweiß im Nacken und auf der Stirn abwischte. Er trug weite schwarze Hosen, die eigentlich zu elegant für die Arbeit waren. Als ich später mal mit einer schwarzen Hose nach Hause kam, sagte einer meiner Brüder: „Das ist ja eine von Brancos Hosen!“

Beim Ausschachten des Fundaments des geplanten Hauses wurden gelegentlich Brand- und andere Bomben gefunden. Dann ruhten die Arbeiten, bis der Sprengmeister eintraf und die Bombe entschärfte. Die gesamte Nachbarschaft wurde informiert und gebeten, in den Häusern zu bleiben, bis die Gefahr beseitigt war. Der Krieg war, obwohl schon über zehn Jahre vorüber, überall gegenwärtig.

*

Wenn mein Vater und seine neue Frau sich in meiner Gegenwart über etwas unterhalten wollten, das nicht für meine Ohren bestimmt war, sagte die Stiefmutter: „Attention le petit!“ Das geschah wohl so häufig, dass ich mir diese Bezeichnung zu eigen machte. Als Onkel Oswald mich bei einem Besuch in Hanau scherzhaft fragte: „Wer bist du denn?“, soll ich geantwortet haben: „Ich bin der Lepedie.“ Diese zugleich heitere und traurige Anekdote erzählte mir dieser Tag meine Cousine Teia, die die jüngste Tochter jenes Onkel Oswald ist und Zeugin dieser Szene wurde. Ich hatte das vergessen.

Was aus unserem Alltag verschwunden ist: Die Messerbänkchen, auf die man das Besteck legte, um die Tischdecke nicht zu beschmutzen. Servietten aus Stoff. Jedes Mitglied der Familie erhielt einen eigenen Serviettenring, so dass man die gebrauchten Servietten zuordnen konnte. Einmal in der Woche gab es neue und die gebrauchten wanderten in die Wäsche. Manche steckten sich die Serviette in den Kragen von Hemd oder Pullover, andere legten sie nur über den Schoß. Die Serviette aus Stoff ist ein zentraler Bestandteil bürgerlicher Tischsitten und ging mit der bürgerlichen Kultur unter. Ich trauere ihr, wie den gesamten Tischmanieren, nicht nach. „Sitz gerade, Junge; nimm den Ellenbogen vom Tisch; linke Hand am Tellerrand; kämm dich gefälligst vor dem Essen.“ Es war Teil einer Erziehung, die eigentlich eher einer Dressur glich. Diese verinnerlichten und in unsere Körper eingewanderten Dressate loszuwerden, kostete viel Mühe und Kraft. Sie sind erschreckend hartnäckig.

**„Sitz gerade, Junge;
nimm den Ellenbogen
vom Tisch; linke Hand
am Tellerrand; kämm
dich gefälligst vor dem
Essen.“**

Die Mahlzeiten wurden zu festen Zeiten und gemeinsam eingenommen. Nach der Schule, die fast immer für alle Geschwister zur gleichen Zeit endete, setzte man sich nach einer festen Sitzordnung um den Tisch, murmelte ein Gebet und beantwortete dann die Fragen: Wie war's in der Schule? Habt ihr die Mathearbeit zurückbekommen? Nach dem Essen wurde „die Tafel aufgehoben“ und man durfte sich entfernen, um sich den Hausaufgaben oder irgendeiner zugewiesenen Arbeit in Haus oder Garten zu widmen. Die Mahlzeiten strukturierten die Tage und verpassten ihnen ein Zeitgitter. Niemand durfte zwischendurch einfach so zum Kühlschrank gehen und sich irgendetwas zu Essen holen. Man hatte zu warten, bis es so weit war und der Gong, der im Flur hing, zu Tisch rief.

H heute habe ich zum ersten Mal in zehn Tagen die Lesung von Simone de Beauvoirs Buch *Die Unzertrennlichen* verpasst. Auf HR2 las Birgitta Assheuer den 1954 geschriebenen und aus irgendwelchen Gründen bislang nicht erschienenen Roman, in dem Beauvoir von ihrer Jugendfreundschaft mit Andrée erzählt. Andrée hat es real gegeben und

hieß in Wirklichkeit Élisabeth Lacoïn, genannt *Zaza*. Sie taucht auch in anderen Romanen von Beauvoir auf. *Die Unzertrennlichen* ist eine Urgeschichte weiblicher Emanzipation, wenn man so will, und die Geschichte einer frühen Rebellion gegen die Rollen, die auf die jungen Frauen warteten. Birgitta Aussheuer hat eine wundervolle Stimme und liest den Roman mit großem Einfühlungsvermögen. Es ist ein großes Vergnügen, ihr und Simone de Beauvoir zuzuhören. Teil 10 und damit den Schluss werde ich mir gleich noch im Podcast anhören. [Die Lesung ist bei Argon auch als Hörbuch zu haben.](#)



Simone de Beauvoir 1967
Foto: Moshe Milner, Lizenz:
[CC BY-SA 3.0](#), via Wikimedia
Commons

*

„Seit die Menschen nicht mehr an Gott glauben, glauben sie nicht etwa an nichts mehr, sondern an alles.“

(G.K. Chesterton, zitiert nach Umberto Eco)



Hanser Verlag
117 S., 12 €
ISBN: 9783446271432

Auch Umberto Eco publiziert aus dem Grab weiter, und wir sollten froh darüber sein. Nachdem 2020 der Vortrag *Der ewige Faschismus* erschienen ist, ist nun – ebenfalls im Hanser Verlag – ein Bändchen mit Essays zum brandaktuellen Thema *Verschwörungen* erschienen. Ich bin gespannt auf diese Texte und werde zu gegebener Zeit über meine Lektüre-Erfahrungen und Erkenntnisgewinne berichten. Das Thema Verschwörungen, Intrigen und Komplotte durchzieht ja das ganze Werk von Eco und hat ihn immer in besonderem Maße interessiert. In einem Interview, das kurz vor seinem Tod entstanden ist, sagte Eco: „Die Verschwörungstheorie nimmt uns die Verantwortung. Wir haben keine Schuld, sondern jemand anders. Popper hat sogar gesagt, der Komplotte übernimmt dieselben Funktionen, die in gewissen Religionen Gott hat. Wer hat all das angerichtet? Wir doch nicht! Das war jemand anderes. Den Leuten gefallen Erklärungen, die über die einfachen Antworten hinausgehen. Warum ändert sich das Klima? Das ist unsere Schuld, weil wir zu viel Strom und Benzin verbrauchen. Doch das wäre zu einfach. Vielleicht steckt doch Bilderberg dahinter, oder Davos, irgendjemand, der hinter allem steckt.“

Gestern sah ich einen alten Mann, der am Rand der Fußgängerzone mit der Spitze seines Stockes Blätter aufspießte. Dann ging er zu einem Abfallbehälter, streifte die Blätter

ab und setzte das Aufspießen fort. Ganz ruhig und systematisch ging er dabei vor. Er schafft Ordnung, dachte ich, die sonst überall verloren geht. Wie manche Leute, die es nicht ertragen, wenn Staubflusen auf dem Teppich oder Krümel auf dem Tisch liegen. Sisyphosartige Vorhaben, die nie zu einem Ende kommen. Aber vielleicht sollten wir uns, bevor wir die Nase rümpfen, den Schluss von Camus' Essay über Sisyphos in Erinnerung rufen, wo es heißt: „Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“ Ein tüchtiger Sklave kann sich ausruhen, er sieht seinem Leben zu, ist Konsument seines Geschicks. Aber, sagt Camus natürlich auch, wartet nur ab, eines Tages stürzen die Kulissen ein, das Absurde tritt uns ins Bewusstsein und das ganze todmüde Handeln wird gesprengt. „Aufstehen, Straßenbahn, vier Stunden Büro oder Fabrik, Essen, Straßenbahn, vier Stunden Arbeit, Essen, Schlafen, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag, immer derselbe Rhythmus – das ist meist ein bequemer Weg. Eines Tages aber erhebt sich das ‚Warum‘, und mit diesem Überdruß, in den sich Erstaunen mischt, fängt alles an.“ Die Kette wird zerrissen, Horizonte öffnen sich, die ungelebten Möglichkeiten werden plötzlich möglich. Das Leben beginnt.

Warum funktioniert das nicht? Warum wird das nur ein schöner Traum bleiben? Warum werden wir sterben, bevor wir gelebt haben?

In der Sonntagsausgabe der FAZ werden ‚Fachleute‘ wie Carsten Maschmeyer danach gefragt, in welchen Bereichen die neue Regierung sparen könnte. Maschmeyer präsentiert, als wäre nichts gewesen, das ganze Sortiment des Neoliberalismus und schlägt vor, weiter zu privatisieren. Der Staat sei ein schlechter Unternehmer, möglichst alles solle der Privatwirtschaft überlassen werden. Es brauche mehr Anreize zum Gründen, mehr Start-ups. So und nur so werde das Land zukunftsfähig.

Stephan Sturm, Vorstandsvorsitzender von Fresenius, schlägt vor, Krankenhäuser zu schließen. „Wir leisten uns in Deutschland noch zu viele Krankenhäuser, die aus eigener Kraft nicht wirtschaftlich bestehen können und zum Teil sehr hohe Verluste machen.“ Diese unrentablen Krankenhäuser würden „von der öffentlichen Hand künstlich am Leben erhalten“.

In seiner Schrift *Der Staat* wird ein Dialog zwischen Sokrates und Thrasymachos wiedergegeben, in dem es unter anderem um die Frage nach dem Selbstverständnis der Ärzte geht. Sokrates resümiert: „Also sucht die ärztliche Kunst nicht ihren eigenen Nutzen, sondern den Nutzen des kranken Leibes.“ Und gleich darauf sagt er: „Keineswegs hat also ein Arzt, insofern er Arzt ist, seinen eigenen Nutzen im Auge, sondern den des Kranken! Wir hatten uns ja

**Wir müssen dringend von
der Gesundheitsindustrie
zum Gesundheitswesen
zurückkehren**

geeinigt, dass der Arzt im strengen Sinne Versorger der Kranken und nicht Erwerbsmann ist? Nicht wahr?“ Dieser Konsens scheint heute mehrheitlich aufgekündigt zu sein. Wenn uns die Corona-Krise etwas hätte lehren können, dann das Folgende: Dass wir dringend von der Gesundheitsindustrie zum Gesundheitswesen zurückkehren müssen. Leute wie Sturm können nicht begreifen, welche Perversion es darstellt, an der Krankheit verdienen zu wollen und aus Kliniken börsennotierte Unternehmen zu machen.



André Gorz
*Kritik der
ökonomischen Vernunft*
Rotpunktverlag, 408 S.,
26 €
ISBN: 9783858694294

Den Grundfehler, der ein Systemfehler ist, hat André Gorz in seiner *Kritik der ökonomischen Vernunft*, die bereits 1989 erschienen ist, beschrieben. Man müsse, heißt es dort, pflegerische, helfende, heilende und lehrende Tätigkeiten mit einer gewissen Hingabe verrichten, sie erfordern „ein Sich-selbst-Geben“; man wundere sich dann hinterher, dass man dafür Geld bekommt, dass das, was man da getan hat, bezahlt wird. „Die Bezahlung nach Einzelleistung ist ein Anreiz zur Leistungserhöhung. Der geringste Verdacht jedoch, der Heil- und Pflegedienst Leistende könnte als vorrangiges Ziel die Erhöhung seines Verdienstes haben, unterminiert die therapeutische (oder pädagogische oder Hilfe leistende) Beziehung und lässt die Qualität der angebotenen Hilfe zweifelhaft werden. Denn diese muss im Interesse des Patienten und nicht in dem des Arztes liegen. Darin liegt

das Wesen der therapeutischen (oder pädagogischen oder hilfeleistenden) Beziehung und die Bedingung ihrer Wirksamkeit. Derjenige, der Pflegedienste leistet, darf kein Interesse daran haben, dass die Leute auf Pflege angewiesen sind. Das Geld, das er verdient, muss für ihn Mittel dafür sein, seinen Beruf ausüben zu können, nicht Zweck. Er muss in gewisser Weise seinen Lebensunterhalt obendrein verdienen.“ (André Gorz, *Kritik der ökonomischen Vernunft*, Berlin 1989, S. 204/05) Soll pädagogisches, helfendes, therapeutisches Handeln gelingen, muss der Schüler, Hilfesuchende, Patient das Gefühl haben, mehr und etwas anderes erhalten zu haben als das, was er mit Geld kaufen kann: Die Hilfeleistung muss auch den Charakter einer Hingabe haben. Das Kapital betätigt sich in seinem rastlosen Bemühen, sich alle gesellschaftlichen Bereiche reell zu subsumieren und als Profitquellen zu erschließen, als Kannibale: es zerstört seine eigenen lebendigen Bestandsvoraussetzungen und sägt Äste ab, auf denen es selber sitzt. Ganze Sektoren der Gesellschaft, ganze Lebensbereiche müssen von der ökonomischen (Un-)Vernunft freigehalten werden und verschont bleiben, wenn sie denn nicht in ihrem Kern zerstört oder beschädigt werden sollen.

**Das Kapital zerstört seine
eigenen lebendigen
Bestandsvoraussetzungen
und sägt Äste ab, auf denen
es selber sitzt**

Diese Bereiche sind: Sozialisation im weitesten Sinne, Lernen, Bildung, Krankenpflege, Therapie und zwischenmenschliche Hilfe bis hin zu gutem Kochen und Gastfreundschaft. In all diesen Bereichen muss eine Gebrauchswertlogik durchgehalten werden. Wir alle wissen, dass die Beziehungen des Kapitalismus zur äußeren Natur eine weltumspannende ökologische Krise produziert haben, weil das Verhältnis des Kapitals zur Natur ein reines Ausbeutungsverhältnis war und ist. Aber eine ökologische Krise gibt es inzwischen auch in Bezug auf die innere Natur des Menschen. Sie tritt zutage in Gestalt von psychischen und psychosomatischen Erkrankungen, einer Zunahme von ungebundener Aggressivität und Vandalismus. Wenn wir hier nicht schleunigst energisch gegensteuern, werden die destruktiven Tendenzen der kapitalistischen Produktion die Reste des Gemeinwesens unter sich begraben und eine moralische Verwilderung freisetzen, die jedes menschliche Miteinander zerstört und unmöglich macht.



Bild von Alexas_Fotos auf Pixabay

Gestern ging ich über den Alten Friedhof. In der Nähe von Röntgens Grab wuselte ein Eichhörnchen durch die Büsche. Ich lockte es an und es näherte sich, schnupperte an meiner Schuhspitze und kletterte dann an meinem Hosenbein hinauf. Ich spürte seine Krallen durch den Hosenstoff hindurch. Als es am Oberschenkel angekommen war, wurde es mir dann doch ein wenig unheimlich. Eine Handbewegung genügte, um ihm klarzumachen, dass es den Rückweg antreten sollte. Es schaute mich noch einmal aus seinen Knopfaugen schelmisch an, dann verschwand es im Gebüsch.

Im nordhessischen Witzenhausen hat wieder einmal jemand sein Auto zur Waffe gemacht. Laut FAZ vom 2. November 2021 soll ein dreißigjähriger Mann am Freitag, den 29. Oktober, mit einem Auto in eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern gefahren sein. Ein achtjähriges Mädchen erlag wenige Stunden später im Krankenhaus seinen schweren Verletzungen. Nachdem anfangs von einem Unfall die Rede war, geht die Polizei inzwischen davon aus, dass der Mann sein Auto mit Vorsatz in die Kindergruppe gesteuert hat. Es wurden Mordermittlungen aufgenommen. Der mutmaßliche Täter, der nach der Tat gegen eine Mauer fuhr, wurde einstweilen in eine Psychiatrie eingewiesen. Also wieder mal ein Täter aus der Kategorie „psychisch gestörter Einzeltäter“? Ein Fall von erweitertem Suizid? Ein islamistisches Attentat? Noch laufen die Ermittlungen.

Es gibt Neues aus dem Silicon Valley. Mark Zuckerberg hat nicht nur sein Unternehmen in „Meta“ umbenannt, sondern plant die Einrichtung eines „Metaversums“. Das soll einen virtuellen Raum eröffnen, der an die Stelle des herkömmlichen Internets treten soll. Die Nutzer werden Teil

des Internets. Wenn ich Digital-Depp es richtig verstanden habe, verdoppeln sich die Nutzer in eine reale und eine virtuelle Person. Videospiele sollen sich dann so anfühlen, als ob sich alle Mitspieler am gleichen Ort befinden, bei virtuellen Besprechungen soll das Gefühl vermittelt werden, als befänden sich alle Teilnehmer am gleichen Konferenztisch. Es ist ein weiterer Schritt auf dem Weg der Zerstörung der realen Welt. Eines nicht mehr allzu fernen Tages braucht niemand mehr seine Wohnung zu verlassen, alles lässt sich von zu Hause aus regeln. Selbst Treffen mit der Partnerin werden im virtuellen Raum stattfinden können. Avatare haben Sex miteinander, spielen Karten und essen gemeinsam. Auf Fotos, die ich in den letzten Tagen von Mark Zuckerberg gesehen habe, sieht er selbst übrigens bereits aus wie ein Avatar. Vielleicht ist er längst einer. Der Kabarettist Matthias Egersdörfer kommentierte den Untergang der realen Welt vor Jahren mal in einer seiner Nummern mit den Fragen: „Ficken sich Geld und Maschinen gegenseitig? Wäre das nicht eine gigantische nekrophile Sauerei? Oder wickeln die Drohnen einfach so vor sich hin? Und das Geld guckt zu und wird geil dabei?“



Bild von KNFind auf Pixabay

Ein Déjà-vu-Erlebnis jagt das andere. Wir stecken mitten in der vierten Welle, die Infektionszahlen steigen seit Wochen, die Krankenhäuser stehen erneut vor dem Kollaps, rund 100 Menschen sterben täglich an Covid-19 oder im Zusammenhang damit. Die Corona-Impfquote liegt in Deutschland zur Zeit bei rund 65 Prozent. Ein Drittel der Bevölkerung ist ungeimpft, und ein nicht unerheblicher Teil dieses Drittels möchte es auch bleiben. Bei den zuerst Geimpften lässt die Wirkung bereits wieder nach, und auch doppelt Geimpfte können sich keineswegs sicher fühlen. Wir werden mit dem Virus leben müssen - und mit der Dummheit, gegen die bekanntlich kein Kraut gewachsen ist. Bei den alten Griechen war der „Idiot“ der Privatmann, ein unpolitischer Mensch, der keine Bezüge zwischen seiner individuellen Lebensweise und dem Gemeinwesen herstellt. Idiotie hatte demzufolge den Doppelsinn von Privatleben und Torheit. Wer Impfen oder Nicht-Impfen für seine Privatsache hält und nicht die gesellschaftliche Dimension seiner Entscheidung mitdenkt, kann, ohne beleidigend zu werden, im Sinne der Polis-Griechen, als „Idiot“ bezeichnet werden. Moral kommt ins Spiel, wenn es um die Beziehung zu den anderen geht. Ein Handeln wird nur dann moralisch vertretbar genannt werden können, wenn es seine Auswirkungen auf die anderen mit einbezieht. Freiheit ist nicht die Freiheit des freien Fuchses im freien Hühnerstall. Das ist der Freiheitsbe-

griff der FDP und der Marktradikalen. Wir dagegen sollten dabei bleiben: Meine Freiheit endet da, wo sie die der anderen verletzt oder beeinträchtigt. Freiheit muss immer die Freiheit des anderen sein. Das nannte man früher einmal Solidarität.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab‘ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)